



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ruhemann, Alfred: Das belgische Problem : ein Rück- und Vorausblick

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Das belgische Problem

Ein Rück- und Vorausblick

Von Alfred Ruhemann



Wenn man durch fast zwei Jahrzehnte den Pulsschlag einer Nation mitempfunden und miterlebt hat, ohne die eigene Individualität und die eigene Nationalität aufzugeben oder zu vergessen, so kommt einem in einer Zeit wie der gegenwärtigen die Erkenntnis so manchen Umstandes ausländischen Lebens, der vorher unberücksichtigt geblieben war. Das politische Gewissen wird wacher, die Gleichgültigkeit gegenüber den alltäglichen Ereignissen schwindet, und wie dem Soldaten das Gewehr, so wird die Kritik zur zielbewußten Waffe, die nur einer guten Sache dienen darf: der aufklärenden Wahrheit.

Diese Wahrheit verpflichtet mich, Belgien nicht in Grund und Boden zu verdammen, nur weil es sich von einer falschen Politik hat leiten lassen, weil eine Horde Verblendeter geglaubt hat, dem Lande am besten zu dienen, indem sie noch weiter ging, als es die eigene Regierung, der eigene König je beabsichtigt und gewollt hat. Wohl aber muß ich dieses Land beklagen, das von jeher alle seine Vorteile verkannt hat, weil es sich seit seiner Neugestaltung im Jahre 1830 von derselben falschen Politik hat verführen lassen, deren für Belgien betrübendes Endergebnis jetzt zur Katastrophe geführt hat. Seit im Jahre 1832 die Belgier die Franzosen zu Hilfe holen mußten, um die Holländer aus der Zitadelle von Antwerpen zu verjagen, die sie zwei Jahre hindurch diesen bisherigen Landesgenossen aus eigener Kraft nicht zu entreißen vermocht hatten, glaubte das Gefühl ihrer Dankbarkeit, gepaart mit dem ihrer ohnmächtigen Schwäche, sie dem starken Nachbar auf ewig zu verpflichten. Seitdem hingen Belgiens Augen nur noch an Paris. Von dort kam Leopold dem Ersten, dem erwählten ersten belgischen Könige aus dem Koburger Hause die Gattin in Gestalt einer Tochter Louis Philipps, von dort der Anstoß zur Bekämpfung des Blamentums, das trotzdem, unter Verkenennung der engen Verwandtschaft mit dem niederländischen Element, in den wenigen blutigen Zusammenstößen mit den Holländern fast allein den Sieg errungen und damit zum Eckpfeiler des neuen Reiches, eines vlämischen, wie es wohl gehofft hatte, geworden war. Wäre es

nicht völlige Verblendung gewesen, müßte man Belgien fast deswegen bewundern, daß es dann, allen Ereignissen und Wandlungen in der Weltgeschichte zum Trotz, an Frankreich so treu wie nur irgend ein wirklicher Vasallenstaat gehangen hat. Belgien saugte französisches Wesen und Denken, französische Sitten und, zu seinem Unglück, französische Oberflächlichkeit und Verlogenheit immer mehr in sich ein. Je mehr es bemerkte, daß erst Preußen, später das Deutsche Reich diesem fieberhaften Buhlen und Nachäffen, welches das beste Element im eigenen Lande, das vlämische, auszurotten suchte, eine immer eifriger werdende Haltung gegenüberstellte, desto mehr verding es sich in der Schlinge eines Landes, das im Grunde genommen den Belgier seit dem Tage von Waterloo nie wieder so recht hat gelten lassen. Frankreichs Politik, die Notwendigkeit seiner Selbsterhaltung und seines nie schlafenden Vergeltungsgedankens indessen befahlen ihm, den kleinen Belgier glauben zu machen, daß seine Bevormundung wirkliche Liebe sei. Wäre unsere Diplomatie von jeher etwas schmiegsamer gewesen, hätte sie sich mehr auf ein Intrigenspiel einlassen wollen, das allerdings stets unserem geraden Empfinden widerstrebt hat, so wären in der politischen Geschichte der europäischen Staaten wiederholt Augenblicke zu finden gewesen, da es uns wahrscheinlich nicht große Anstrengung, nur größere Nachgiebigkeit gekostet haben würde, Belgien von Frankreich abzuwenden. Ein solcher Augenblick war, als Leopold der Zweite, vor allem mit Hilfe deutscher Forscher, seine Pläne und Absichten auf Zentralafrika zu verwirklichen begann, und als Fürst Bismarck der Begründung des unabhängigen Kongoostaates das Wort redete. Aber auch damals machte sich bei diesem Könige und bei Belgien das beliebte System der politischen Falschspielerei geltend. Das widerte uns an, und wir ließen Belgien und seinen König nebst seiner afrikanischen Unternehmung fallen. Wären wir damals schon ein Kolonialstaat gewesen, so hätten wir es uns erst noch überlegt, ehe wir aus reinem Ärger über das zweideutige Verhalten Leopolds des Zweiten diesem die Tür gewiesen hätten. Wir hätten unsere grundsätzliche Abneigung gegen Belgiens Liebedienerei heruntergeschluckt und unter allen Umständen vereitelt, daß Leopold der Zweite sich so weit mit Frankreich einließ, daß er ihm für alle Zeiten das Vorkaufsrecht auf den Kongo einräumte — ein Vertrag, der auch durch die Einverleibung des afrikanischen Staates in Belgien nicht aufgehoben wurde, und dem bei einem Fortbestehen Belgiens als selbständiger Staat deutscherseits recht große Aufmerksamkeit geschenkt werden muß.

Belgiens neuere politische Geschichte hat eigentlich erst in den letzten Jahrzehnten der Regierung Leopolds des Zweiten begonnen. Bei allem Glück, das dieser hernach „geschäftlich“ gehabt hat, wollte es doch zu keiner Apotheose kommen, wie sie sonst meist einem klugen und für das Wohl seines Volkes bedachten Herrscher beschieden ist, namentlich, wenn er, wie dieser Koburger, das Talent und die Anwartschaft zum Regieren besitzt. Man muß eben die Dinge nehmen wie sie sind und den Wert eines Mannes

nicht verkennen, nur weil er sich durch Hinwegsetzen über Familien- und öffentliche Moral zum Spott der Menschen gemacht hat. Mehr noch soll man sein Land beklagen, das er mit seinem klugen und weitschauenden Blick auf den richtigen Weg hätte leiten können, das er zwar groß im Kleinen, aber zugleich auch durch seine falsche Politik und Moral unglücklich gemacht hat. Leopold der Zweite hat wiederholt behauptet, wir allein seien es gewesen, die ihn zwangen, sich und sein Land mehr denn zuvor Frankreich in die Arme zu werfen. Dieser König vergaß nur allzu leicht und gern, was er vergessen zu müssen glaubte, in diesem Falle sein zweideutiges Verhalten, als der Kongostaat begründet werden sollte. Wir aber haben ihm dieses nie wieder vergessen und es ist ihm noch in Rechnung gestellt worden, als er in den letzten Jahren seiner Regierung wiederholt bei uns anklopfte, als er, leider zu spät, einsah, daß die von ihm seinem Lande aufgezwungene äußere Politik, so sehr sie dieses materiell und wirtschaftlich in die Höhe gebracht hatte, doch einen falschen Weg gegangen war. Vielleicht wäre manches anders gekommen, vielleicht hätte auch die deutsche Regierung zugunsten unserer kolonialen Ausdehnungspläne über das einst Geschehene den Schleier des Vergessens gebreitet, hätte Leopold der Zweite in der internationalen Wirtschafts- und Besitzergreifungspolitik weniger machiavellistisch gegen uns intrigiert und konspiriert. Es ist ihm zu seinem Schaden deutscherseits böse angerechnet worden, daß er, wo immer deutsche Unternehmungslust im Auslande einsetzte; — in China, in Marokko, in Rußland, in Südamerika, in Zentralafrika, — seine Finanzmänner als Plänkler auftreten ließ, um uns zuvorzukommen und uns das Geschäft zum Vorteile der eigenen Tasche zu verderben. Wäre sein Verfahren offene Konkurrenz gewesen, so hätte niemand etwas dabei finden können. Aber wie im Kongo verfuhr Leopold der Zweite überall, wo Deutschland kolonisieren und europäisches Wirtschaftsleben entfalten wollte: heimlich und hinterhältig. Er bezahlte seine vorgeschobenen Geldleute reichlich und warf ihnen gute Knochen hin, wenn ihm nur durch geschickte Umtriebe der Löwenanteil verblieb. Er machte das geschäftliche Raubsystem zu einem wirtschaftlichen Grundsatz, und es war unstrafbar, weil es ihm nicht aktenmäßig nachgewiesen werden konnte. Er ließ sein Land, individuell und im ganzen, an diesen Raubzügen teilnehmen und bereicherte es auf diese Weise. Deutschland machte zu diesem Verfahren des „königlichen“ Kaufmanns ein grimmiges, abweisendes Gesicht, Frankreich litt es, weil diese Art des Handel uns nicht gefiel und Belgien ihm durch stillschweigende Duldung immer mehr verpflichtet wurde. Paris lieb Leopold den Zweiten seine Geldleute und seine Kototten: sein Kapital war daher sowohl politisch wie wirtschaftlich gut angelegt. Leopold der Zweite, der selbst keine Karte anrührte, nährte auf diese Weise den in jedem Belgier schlummernden Hang zum Spielen. Man gewann daheim und draußen fabelhafte Summen, die sich dann immer wieder nach neuer Betätigung drängten, da sie im Lande selbst nicht gewinnbringend genug angelegt werden

konnten. Selten aber verbanden sich deutsches und belgisches Kapital. Immer wieder griff der Belgier nach zweifelhaften Unternehmungen, allein oder in Gemeinschaft mit seinen französischen Freunden, die für ihn im Anfang einen so hohen Gewinn abwerfen mußten, daß der spätere, unausbleibliche Krach ihm nichts mehr anhaben konnte. Nur Rußland wurde auch für Belgien zu einer bösen geschäftlichen Kalamität. Seitdem wurde man in Belgien vorsichtiger und auch aufmerksamer auf deutsche Unternehmungen, deren Solidität weniger großen Gewinn, dafür aber desto längere Dauer verheißt. Immerhin hat die Methode Leopolds des Zweiten für Belgien noch bis zum Ausbruch des gegenwärtigen Krieges seine schlechten Früchte getragen. Sollte daher Belgien zur Strafe für sein verräterisches Bündnis mit Frankreich und England nur mit einer Kriegsteuer herangezogen werden, so gäbe es keinen Grund für die Besorgnis, daß sie etwa nicht bezahlt werden könnte. Es läge darin eine Art Nemesis, wenn dieses, vielfach nicht sehr reinlich erworbene Vermögen des Landes und der einzelnen Persönlichkeiten, gerade in die Hände derjenigen Nation käme, die Belgien in Folge ihrer Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit und Gediegenheit in Politik und Geschäften so sehr ein Dorn im Auge ist, daß es bei jeder Gelegenheit sie noch zu verhöhnen zu müssen glaubt.

Unser heutiges wechselseitiges Wirtschafts- und Interessenleben darf aber nicht einseitig urteilen und verurteilen. Ein falsches System muß sich am Ende durch sich selbst rächen. Das Beispiel Belgiens gerade lehrt die Wahrheit dieser Behauptung. Leopold der Zweite war wohl ein grenzenloser, ja knausriger Egoist, soweit die eigene Tasche mitsprach und in der Wahl seiner Mittel nie verlegen, er war aber auch weitblickend und verstand sein kleines Reich zu einem bedeutenden wirtschaftlichen Faktor umzugestalten. Er verschaffte demnach seinen Untertanen neben einem spekulativen, auch einen sehr soliden geschäftlichen Boden. Er wurde ihnen aber auch gefährlich, weil er für seine umwälzenden Pläne die Tasche der Steuerzahler zu wenig und die eigene zu viel schonte. Er fand in vielen seiner Minister, so namentlich im Grafen de Smet de Nayer, zu dienstwillige Männer, die ohne zu rechnen, mit ihm durch Dick und Dünn gingen. Immer wieder suchte er für seinen Kongostaat Belgien Millionen zu entlocken, die er teils in Afrika, teils für seine architektonischen Umgestaltungspläne in Belgien selbst zu verwenden trachtete. Er trieb sein Spiel schließlich so rücksichts- und gewissenlos, daß die unbedingtesten Verfechter seiner kolonialen Politik, unter Führung des ehrenwerten Staatsministers Beernaert, sich von ihm abwandten und, weil er keine Abrechnung über seine geschäftlichen Machenschaften im Kongo ablegen wollte, ihn zwangen, Belgien schon bei seinen Lebzeiten das ihm zugedachte afrikanische Erbe antreten zu lassen. Belgien mußte zwar, daß es den großen Geldopfern, die es für den Kongo bereits gebracht, noch größere würde hinzufügen müssen; es fühlte, daß es einer von Grund aufbauenden Organisation und Administration bedürfen würde, um den Kongo zu einer ertragsfähigen Kolonie

zu gestalten. Andererseits wollte es sein Geld und das Blut seiner Söhne nicht vergebens geopfert haben und das ungeheure afrikanische Gebiet in Frankreichs lauernden Schoß fallen sehen. Letzterer Umstand wäre für Belgien vielleicht noch der wenigst bedenkliche gewesen; es ist aber anzunehmen, daß Deutschland und England es nicht ohne weiteres mit ansehen durften, wenn Frankreich auf diese Weise in den Besitz von Zentralafrika gelangte, und es an für Belgien deutlichen Winken nicht hatten fehlen lassen. Gegen Ende der Lebenszeit Leopolds des Zweiten erfolgte eine noch engere Anlehnung an Frankreich nach dem Beispiele des Königs, weil dieser dort interessierte Aufmunterung fand und weil Deutschland nur ehrliche Politik und Geschäfte wollte, was nicht nach dem Geschmacke dieses Monarchen war; das Land wurde bereichert und die einheimische Industrie gehoben, zugleich aber durch die über das Maß schießenden Umgestaltungspläne des Königs, vor allem durch die Notwendigkeit, eine Kolonie verwalten zu müssen, die von dem bisherigen Besitzer schonungslos ausgebeutet war, schwer belastet. Unter diesen Umständen verblühte der Stern Leopolds des Zweiten so schnell wie er aufgestiegen war. Der nationale Stolz der Belgier erlaubte es ihnen nicht, die Verdienste ihres Königs bei seinem Verschwinden zu schmälern. Sie fühlten aber innerlich, daß sie nicht richtig beraten gewesen waren. Ihr Trost war, daß es ihnen nicht an Geld gebrach, und daß Frankreich ihr Freund blieb. Wirtschaftlich konnte ihnen dieser gute Freund nichts bedeuten, denn er kaufte nur das Notwendigste bei ihnen, während Deutschland und England Belgiens große Kunden waren. Aber der Zwang der Überlieferung, der Neid auf die immer mehr wachsende wirtschaftliche Bedeutung des Deutschen Reiches, die von Frankreich und England geschürte Furcht endlich, daß Deutschland danach trachte, Belgien „aufzueissen“, bewirkten eine immer sichtbarere Halsstarrigkeit im Anschlusse an Frankreich, trotzdem es nach dem Tode Leopolds des Zweiten deutscherseits weder an gutem Willen noch an liebevoller Aufmunterung zu einer Annäherung gefehlt hat.

Es war nun eine merkwürdige und auffallende Verkettung von Umständen, ein Gottesgericht fast, jedenfalls ein Witz der Weltgeschichte, daß das so von französischem Geiste durchtränkte Belgien nach Leopold dem Zweiten von einem Fürsten regiert werden sollte, an dem sozusagen alles deutsch war, Gesinnung und Erziehung, Anschauungen und Sitten. Albert war natürlich in allererster Linie Belgier und weder gewillt, noch, als verfassungsgemäßer König, ermächtigt, aus eigenem Antriebe Überlieferungen zu brechen und eine der bisherigen Richtung entgegengesetzte Politik vom Zaune zu brechen. Auch war er ein zu großer Neuling auf dem Herrscherthron, noch zu sehr Herrscherlehrling, als daß er, hätte ihn selbst die Vorsehung mit mehr Willenskraft bedacht, kaum zur Regierung gekommen, Umwälzungen auf dem Gebiete der äußeren Politik hätte wagen und verwirklichen dürfen. Es genügte denjenigen Belgiern, die ihre Sympathien für Deutschland nicht verbargen, — ihre Zahl wuchs mit der Thronbesteigung Alberts in recht erfreulicher Weise — und so auch uns, daß der

junge König eine deutsche Mutter, die Schwester Königs Karl von Hohenzollern, einen deutschen Schwager, Prinz Karl von Hohenzollern, hatte; daß er sich im Hause des Herzogs Karl Theodor von Bayern in Gesellschaft unseres Kronprinzen so wohl wie nirgendswow anders fühlte, und daß er schließlich dieses Herzogs flügste Tochter Elisabeth aus wirklicher Liebe heimführte. Alle Vorbedingungen für einen glücklichen Umschwung in Belgien zugunsten der Erstarfung der Gefühle für Deutschland schienen demnach gegeben. Leider aber war Albert ein Träumer, ein König, dessen Ideal und Ziel es war, den Volksbeglücker im demokratischen Sinne zu spielen. Er ließ deshalb die inneren und äußeren Verhältnisse des Landes wie sie vordem waren, im guten Glauben der politischen Sicherung desselben durch die Neutralitätsakte. Und es ist für jeden, der die schlichte Offenheit und Ehrlichkeit dieses Monarchen kennt, außer Zweifel, daß er für seine Person und aus eigenem Antriebe loyal an denselben festgehalten haben würde. Sein Unglück war, daß er nichts zu sagen hatte. Leopold der Zweite hatte, wenn auch durch das Sprachrohr seines Ministeriums, tatsächlich regiert. Albert aber war nur der Vollstrecker der Wünsche und Pläne desselben. Er stand viel zu sehr auf verfassungstreuem Boden und besaß viel zu wenig Energie und staatsmännische Kenntnisse, um vorderhand in einschneidenden Fragen anders zu denken als seine Minister. Sein Volk wußte, daß er nie, wie sein Onkel, ein weit voraussehender, unternehmender „königlicher“ Kaufmann werden und das Land auf diese Weise weiter bereichern würde. Trotzdem jubelte es ihm zu und verehrte ihn, einmal, weil dem Volke seine Rechtschaffenheit nach der Verschlagenheit Leopolds des Zweiten wohlthat; sodann, weil seine volkstümliche Gesinnung den ohnehin demokratischen Neigungen der Belgier sympathisch war, und schließlich, weil er des Landes Anschluß an Frankreich, wenn auch nicht gerade liebte, so doch auch nicht verurteilte oder unterband. Es ist, um es hier gleich zu sagen, verständlich, daß solch ein Charakter, nachdem er sich einmal zu einem deutschfeindlichen Bündnis aus politischen Gründen hatte überreden lassen, auch dessen unselige Folgen mannhaft zu ertragen weiß, und sollte er darüber zugrunde gehen. Er verdient nicht unsere Verachtung, sondern diejenigen, die ihm die Lage anders vorgestellt und ihm Deutschland als den hungrigen Verschlinger Belgiens geschildert haben. Weniger für die Rettung der eigenen Krone, als vielmehr für die Erhaltung Belgiens als unabhängiges Königreich, glaubte er sich verpflichtet, den Rat derer zu befolgen, die es besser wissen wollten als er, was Deutschland im Schilde führte. Ich teile durchaus die Meinung derer, die behaupten, daß die Poincaré, Grey und der belgische Minister de Broqueville mit Leopold dem Zweiten nicht so leichtes Spiel gehabt haben würden. Dessen gesamte kaufmännischen Instinkte wären in einem so kritischen Augenblicke wach geworden, und in der Freude, daß er nun doch den Anschluß an das Deutsche Reich erreichen könnte, wäre Leopold der Zweite unter solchen Umständen vielleicht sehr billig zu haben gewesen. Jedenfalls wären die unseligen Opfer an Menschenleben hüten und drüben vermieden worden,

die wir heute der Vertrauensseligkeit eines zu wenig umsichtigen Fürsten, der Gewissenlosigkeit seiner Berater und dem entfesselten, rachsüchtigen Fanatismus eines von Frankreich beschwätzten und betörten Volkes bringen müssen.

Da man nun unumstößliche Beweise dafür hat, daß es England und Frankreich schon seit Jahren gelungen war, Belgien zu einem eventuellen Neutralitätsbruche zu verleiten, glaube ich verstehen zu können, warum König Albert vor ungefähr zwei Jahren die für Frankreich und Belgien so überraschende plötzliche Einladung zur Jagd nach Potsdam erhielt, der bekanntlich eine Besichtigung seines Dragonerregimentes in Lüneburg an der Seite des Generals von Emmich, des späteren Helden von Lüttich, vorausging; warum ferner im Frühsommer dieses Jahres Prinz Citel Friedrich und, wenn ich nicht irre, auch Prinz Oskar oder Adalbert, dem belgischen Königspaare plötzlich einen Besuch machten, ohne sich aber länger als einen Tag in Brüssel aufzuhalten. Ist es denn so ganz ausgeschlossen, daß wir schon damals von der verblendeten Teilnahme Belgiens an dem Komplott gegen unsere Sicherheit wußten und auf König Albert freundschaftlich einzuwirken suchten? Damals ist nichts von dem Grunde dieser Besuche in Berlin und Brüssel durchgesickert, keine beängstigenden Gerüchte von kriegerischen Möglichkeiten drangen in die Öffentlichkeit und vermehrten die Besorgnisse, die die Balkanwirren bereits zur Genüge hervorgerufen hatten und wach hielten. Wenn wir jedoch schon damals wissend waren und uns auf alle Möglichkeiten vorbereiteten, wenn wir schon damals rechnen mußten, daß dem belgischen Könige bereits die Hände gebunden waren, so kannten wir auch im voraus die Antwort, die dieser auf Aufforderung zu freiem Durchmarsch unserer Truppen durch Belgien geben würde und geben mußte. Unter dem Gesichtspunkte der heutigen Ereignisse versteht man auch, weshalb der belgische Ministerpräsident de Broqueville, als Handlanger Frankreichs, das Portefeuille des Kriegsministers, der er noch ist, durchaus an sich reißen wollte und daß er nur durch eine falsche Schilderung der Absichten Deutschlands den eingefleischten Widerwillen des größten Teiles der Klerikalen, seiner eigenen Partei also, gegen das neue Militärgesetz sowohl, wie gegen die Unterhaltung eines schlagfertigen Heeres überhaupt, brach. Die Abmachungen mit Frankreich und England müssen bis dahin derartig geheim gehalten worden sein, daß selbst ein so geriebener Staatsmann, wie der Führer der Klerikalen Mehrheit, Woeste, nichts davon gewußt hat, sonst hätte sein Widerstand gegen das Wehrgesetz eher kapituliert. Der König, der vordem militärischen Dingen ein nur laues Interesse entgegengebracht hatte, fühlte mit einem Male soldatische Neigungen in sich und arbeitete mit seinen Generalen persönlich an dem neuen Mobilisierungsplane. Die Liberalen, die vor allem die Augen auf Frankreich gerichtet hielten, während man unter den Klerikalen und Sozialisten auch deutschfreundliche Männer bemerkte, erhielten die Zusicherung einer Neugestaltung der kolonialen Verwaltung, mit der die Klerikalen, nach dem Beispiel Leopolds des Zweiten, einen wahren und kostspieligen Nepotismus trieben und es glücklich

dahin gebracht hatten, daß sich bald kein Beamter für den Kongo mehr anwerben lassen wollte. Noch drastischer suchte man die Flamen einzufangen, die seit mehreren Jahren immer stolzer und unabhängiger ihren Kopf erhoben hatten, aus ihrer deutschen Gesinnung kein Hehl machten und auf nichts weniger als auf die Wiederaufrichtung eines selbständigen belgischen, rein vlämischen Königreiches hinauswollten. Vorher, als man sich ihrer Anmaßungen und Beleidigungen der befreundeten französischen Nation, wie man behauptete, garnicht mehr zu erwehren wußte, schuf und befürwortete man eine „vlämische Bewegung französischer Ausdrucksweise“. Damit glaubte man recht jesuitisch beiden Teilen Genugtuung verschafft zu haben; es war aber nur Öl in das Feuer der rein vlämischen Bewegung gegossen, deren Kampfesgeschrei nunmehr der Umgestaltung der Genter Universität in eine streng vlämische Hochschule galt. Alle belgischen Französlinge und die Pariser Presse gerieten über diese Anmaßung aus dem Häuschen, und die Regierung schien fast einen feierlichen Eid darauf ablegen zu wollen, daß so etwas nie geschehen würde. Da ereignete sich kurz vor Ausbruch des Krieges folgendes: erstens wurde nach heftigem Widerstande in der Kammer den Flamen zugestanden, daß die Regimenter der flandrischen und vlämischen Provinzen auf vlämisch befehligt würden. Ferner ließ der Ministerpräsident bei einer Tischrede sehr verständlich durchblicken, daß die Umwandlung der Genter Hochschule in ein rein vlämisches Institut ein doch nicht so glatt von der Hand zu weisender Vorschlag sei. Und drittens ließ sich die Regierung herbei, mit der Stadt Antwerpen behufs Ausdehnung der Hafenanlagen und der dazu notwendigen Niederlegung der nördlichen innersten Umwallung abzuschließen, nachdem diese Stadt jahrelang darum vergebens gekämpft, die Regierung gewissenlos ihre Verpflichtungen wiederholt nicht innegehalten und die wirtschaftliche Blüte des nationalen Hafens fast vernichtet hatte, nur weil Antwerpen eine Hochburg des Flamentums und des ausgesprochensten Liberalismus gewesen war. Niemand wußte damals, woher mit einem Male all dieses fieberhafte Ausgleichen bisheriger Gegensätze und Verneinungen. Man schrieb diese, eine gewisse Unsicherheit hervorrufende plötzliche Nachgiebigkeit der Unfähigkeit des Ministeriums im allgemeinen und des Kabinettschefs de Broqueville im besonderen zu, der heute nicht wußte, was er morgen tun würde. Erst als es zu spät und Deutschlands Ultimatum ergangen war, verstand man, daß alle diese schönen Versprechungen und Abmachungen nur dazu dienen sollten, das ganze Belgien geeint gegen Deutschland zu wissen, namentlich die dreieinhalb Millionen Flamen, die Hälfte der gesamten Bevölkerung. Der Gipfelpunkt dieser nationalen Bestechung wurde dann damit erreicht, daß dem Könige anempfohlen wurde, die Liberalen Graf Goblet d'Alviella und Paul Hymans, und den Sozialisten Emile Vandervelde, also die stärksten Köpfe der Opposition, zu Staatsministern zu ernennen. Sie sind zwar Minister ohne Portefeuille, dennoch kann die Krone bei allen nationalen Angelegenheiten ihren Rat nicht entbehren. Und dank diesem letzten Raketen-

feuerwerk war der belgische Patriotismus jetzt auf der ganzen Linie festgelegt und geknebelt worden. Nun konnten die deutschen Neutralitätsbrecher kommen! Sie sollten keinen Abfall, kein Zaudern im belgischen Lager mehr finden! — — —

So beschaffen war das Belgien bis zum Augenblick des Beginns des Krieges. Ein, von außen betrachtet, scheinbar glückliches Land, im Innern aber von sozialen Zersetzungen bedroht, deren äußerste Folgen nur durch den hoch entwickelten Wohlstand noch hintenangehalten worden waren. Dieser Wohlstand ist, wie offen herausgesagt werden muß, nicht nur durch Spekulation, nationale Arbeit und die Ausbeutung vorhandener natürlicher Bodenschätze herbeigeführt worden, sondern zum großen Teile erst durch die Einwanderung deutscher und auch englischer Elemente, wie es denn auch wiederholt festgestellt worden ist, daß viele hervorragende industrielle und wissenschaftliche Eingeborene Belgiens väterlicherseits aus Deutschland stammen. Durch die inneren Verhältnisse hat nun der Krieg einen Riß gemacht, der die früheren Gegensätze und Voraussetzungen durchaus aufgehoben und vernichtet hat. Belgien kann überhaupt nie mehr das sein, was es war, gleichviel wie sein zukünftiges Staatswesen beschaffen sein wird. Es wäre vermessen, und auch keiner unserer Staatslenker wird bereits daran gedacht haben, Absichten und Pläne einer Neugestaltung zu entwickeln. Ein Problem, das, sozusagen, noch nicht gegeben oder nur insofern gegeben ist, als die inneren Verhältnisse Belgiens bereits immer problematischer wurden und auch ohne Krieg bald zur Lösung gedrängt hätten, kann folgerichtig auch nicht gelöst werden. Es kann nur diese und jene spätere Neuordnung der Dinge in Belgien als möglich und wünschenswert bezeichnet werden. Und da häufen sich schon jetzt die Schwierigkeiten, vor die man in der Stunde der diplomatischen Entscheidungen gestellt sein wird. So oder so, eines wird man deutscherseits in keinem Augenblick außer acht lassen dürfen, nämlich, daß Belgien für uns einen unvergleichlichen wirtschaftlichen Faktor im europäischen Westen bedeutet, dessen Ausbeutung uns bisher nicht genügend zugute kam, obwohl unsere Arbeit ihm zum großen Teile zu seiner jetzigen Bedeutung verholfen hatte, und daß dessen Ertragsfähigkeit unter einem zielbewußten Regiment verdreifacht werden kann. Die Belgier, die z. B. einen wunderbaren Hafen und eine fast siebzig Kilometer lange Meeresküste besitzen, waren trotz aller Anstrengungen Leopolds des Zweiten und des jetzigen Albert nie zu bewegen gewesen, eine nationale Handelsflotte auf den Kiel zu bringen. Deutschland und England nahmen über fünfundsiebzig Prozent des Gesamtverkehrs im Antwerpener Hafen für sich in Anspruch. Wir haben also bei der politischen Neugestaltung der europäischen Landkarte zu bedenken, daß der Belgier die natürlichen Reichtümer seines Landes nicht genügend ausnützte, daß wir in England einen sehr interessierten und gefährlichen Nebenbuhler im Kampfe um den wirtschaftlichen Vorrang in Belgien hatten — auch dieser Umstand fiel bei der Allianz mit

Belgien für England in das Gewicht —, und daß wir ihn in Zukunft dort nicht mehr zwischen unseren Füßen finden dürfen.

Es ist die Forderung aufgestellt worden, man müßte radikal vorgehen und Belgien einfach als Reichsland in das Deutsche Reich einverleiben. Gleichsam als Strafe für seinen Neutralitätsbruch. In diesem Falle würden voraussichtlich viele unbequeme Elemente es vorziehen, nach Frankreich und England auszuwandern, was der Verdeutschung des Landes sehr zu statten käme. Ich bin selbst fest überzeugt, daß die Zurückbleibenden, sowohl Wallonen wie Flamen, sich sehr bald in die deutsche Organisation, Disziplin und Zivilisation fügen würden, namentlich sobald sie sähen, daß ihr Verdienst, der durch das deutsche Währungssystem ohnehin um 20 Prozent steigen würde, höher sein würde, als er heute ist. Allerdings käme für diese neuen Untertanen ein Umstand in Betracht, vor dem ihnen belgischerseits schon immer Angst gemacht worden war: die Steuerfrage, die ja bisher in Belgien für den Haushalt verhältnismäßig wenig in Frage kam. Weiter wäre zu bedenken, daß in Belgien so gut wie gar kein Platz mehr ist für neue Kolonisten; diese aber müßten doch, und nicht zu wenig, dorthin gezogen werden, um eine gute Rassenmischung für uns hervorzubringen. Belgien ist bekanntlich das am dichtesten bevölkerte Land Europas, denn es entfallen auf den Quadratkilometer ungefähr zweihundertzweiundfünfzig Einwohner. Am dichtesten sitzen sie in den Industrie- und Kohlengrubenbezirken, und es ist nicht zu erwarten, daß hier die wirtschaftliche Ausbeutung unter deutschem Regiment noch einträglicher betrieben werden könnte. Dagegen bin ich der festen Überzeugung, daß in Belgien landwirtschaftlich, sowohl auf dem Hochplateau der Ardennen, wie in den flandrischen und Antwerpener Ebenen und Kempen, Boden und Viehzucht viel straffer und moderner in die Hand genommen werden könnten. Ich habe bereits auf die Wichtigkeit Antwerpens und der Küste hingewiesen. Was uns aber vor allem bei einer bedingungslosen Auflösung des Königreichs Belgiens zufiele, wäre jenes ungeheure afrikanische Kongoreich. Nähme man zugleich Frankreich Marokko ab, so hätte man endlich, wenn auch mit teurem Blute erkaufte, jene afrikanische Zentralkolonie an drei Meeren, die wir schon längst hätten haben sollen, um Englands Macht in Afrika zu brechen. Wir gebrauchen dieses schwarze Reich für unser neues Deutschland. Schrieb nicht auch der Staatssekretär Dr. Solf erst dieser Tage, er hege schon jetzt vom Standpunkte seines Ressorts den Wunsch, daß die Friedenspalme für ein größeres Deutschland zuerst in Afrika gepflanzt werden möchte. Dieser Wunsch scheint mir demnach bereits ein Wille zu sein, eine unumgängliche Notwendigkeit für das deutsche Weltreich.

Nun kann aber auch die Kongofrage, unabhängig vom Fortbestehen Belgiens als selbständiger Staat, gelöst werden. Ich glaube selbst zu wissen, daß in den ersten Jahren nach dem Tode Leopolds des Zweiten, als man nicht ein und aus wußte, was im Kongo beginnen, um die Kolonie nicht

zu einer ungeheuren Last für das im Kolonisieren ungeübte Mutterland werden zu lassen, dessen Bewohnern es garnicht einfiel, sich in dem afrikanischen Belgien ansässig zu machen — ich glaube selbst zu wissen, sagte ich, daß damals in den höchsten Kreisen der Regierung der eventuelle Verkauf des Kongo erwogen wurde. Und zwar hätte man es Deutschland gegönnt, der Käufer zu sein, weil man zu jener Zeit, nach dem Beispiele Leopolds des Zweiten, in Belgien noch nicht gut auf England zu sprechen war. Leider war die Klausel des Vorkaufsrechts für Frankreich nicht aus der Welt zu schaffen. Die sogenannte Kongo-Prese machte auf Betreiben Frankreichs denn auch sofort gewaltigen Lärm und verlangte, daß Belgien den Kongo selbst verwalte. Das geschah, und die klaffende Wunde des jährlichen Kostenpunktes der Kolonie hat sich von Jahr zu Jahr mehr geöffnet. Ich will damit sagen, daß die Wegnahme des Kongo durch Deutschland heute als eine Art Kriegssteuerzahlung des unterlegenen Belgien betrachtet und damit des Vorkaufsrecht Frankreichs auf die einfachste Weise aus der Welt geschafft werden könnte. Damit hätte auch England für „sein“ Afrika den Lohn, den seine Annahmungen daselbst verdienen.

Es ist der berechtigte, auch schon deutscherseits laut gewordene Wunsch, daß Belgien unter keinen Umständen seine augenblickliche Gestalt behalten dürfte, was auch, wie betont, nicht geschehen kann. Es ist verständlich, daß man das schwer erkämpfte Lüttich, das uns gleichsam zum siegreichen Fanal für einen glücklichen Feldzug wurde, nicht wieder herausgeben möchte. Wirtschaftlich ist die Lütticher Provinz von hoher Bedeutung, auch hat sie unmittelbaren Anschluß an den rheinischen Industriebezirk. Militärisch würde Lüttich in unseren Händen zu einem uneinnehmbaren Bollwerk gegen Frankreich werden und die gesamten Ardennen bis Givet und Sedan hinunter beherrschen. Ferner würde für uns ausschlaggebend sein, was mit Antwerpen geschehen soll. Endlich sei man soweit, ohne es gewollt oder herbeigeführt zu haben, so meint man allgemein, daß der deutsche Fleiß, dem der Scheldehafen seine Blüte verdankt, durch die völlige Einverleibung desselben in das Deutsche Reich seinen gerechten Lohn findet. Es wäre ja zweifellos, daß Antwerpen unter deutscher Verwaltung bald der größte europäische Handelshafen werden würde, der es schon jetzt wäre, hätten die belgischen innerpolitischen Streitigkeiten seine Entwicklung nicht aufgehalten. Alles das wäre sehr schön und einfach zu lösen. Man könnte Belgien die Küste mit Antwerpen und Lüttich nehmen, ihm als mehr oder weniger einzige Lebensquelle die Kohlenbezirke lassen, es gegen Nordfrankreich, soweit dort noch vlämische Elemente sitzen, vorstoßen und es als Pufferstaat sein Leben fristen lassen. Es ist aber auf der anderen Seite nicht zu vergessen, daß an Belgiens Grenzen Holland und Luxemburg sitzen. Beide Staaten haben uns, trotzdem sie uns offenkundig nicht lieben, ihre Neutralitätstreue bewahrt. Holland besonders hat materiell durch die Beobachtung seiner Neutralität und das Piratentum Englands großen Schaden erlitten, den es auf Prozeß „und Repressalienwege“ gegen England nie vergütet erhalten wird. Ehe man

also an die Entscheidung über das Schicksal Belgiens herantritt, müßten diese Länder doch wohl zunächst befragt werden, welche Stellung sie für die Folge dem Deutschen Reiche gegenüber einzunehmen gedenken? Auch hierüber müssen wir uns erst klar sein, auch in dieser Beziehung muß reiner Tisch gemacht werden. Haben wir doch an Belgien gesehen, daß Neutralitätsverträge und Erklärungen zu biegen und zu brechen sind und vor allem ein verdächtiges Spiel mit der leicht zu öffnenden Hintertür erlauben. Beide Länder haben Anspruch auf unseren Dank in faßbarer, materieller Form. Dieser Dank jedoch kann nur an der Hand des neuen Verhältnisses abgemessen werden, in das sie zu uns zu treten gewillt sind. Entspricht dasselbe unseren Wünschen und unserer Sicherheit Frankreich und England gegenüber, dann dürfte es wohl angebracht sein, von Belgien auch etwas für Holland und Luxemburg zu entnehmen und sie auf Kosten Belgiens zu vergrößern. So dürfte man dann Luxemburg sehr wohl die belgische Provinz gleichen Namens einräumen und damit eine feste Verbindung zwischen Deutsch-Lüttich, der deutschen Eifel und dem unmittelbar anschließenden deutsch-verbündeten Luxemburg herstellen, die nie wieder französischerseits durchbrochen werden könnte. So dürfte man dann sehr wohl Antwerpen und die flandrischen Provinzen bis zur Küste, einschließlich Dünkirchens und Calais an Holland abtreten und damit das vlämisch-niederländische Reich vervollständigen. Wir besäßen dann im Westen einen Stützpunkt in den zwei großen Häfen, die, während sie bis jetzt rivalisierten, im gemeinsamen Ausbau eine gemeinsame Größe finden würden. Es könnte alsdann endlich der durchaus wünschenswerte Großschiffahrtsweg vom Rhein zur Schelde ausgeführt werden, weil die bisherige Opposition Hollands verschwinden würde. Wir hätten schließlich nicht die Sorgen und Lasten der eigenen Verwaltung. Werden uns aber Holland und Luxemburg die gewünschten Garantien für ein sicheres, bundesstaatliches Verhältnis geben wollen? Würden nicht hier wie dort immer wieder und vielleicht stärker noch als bisher die Befürchtungen laut werden, daß das neue Verhältnis eigentlich nichts anderes sei als ein Verlust der nationalen Selbständigkeit, ein Weiterleben unter Deutschlands Obergewalt und Kontrolle?

Man sieht, der Schwierigkeiten sind nicht wenige, um es nach Friedensschluß aller Welt und namentlich uns selbst recht zu machen, und zwar so, daß im europäischen Westen die Ruhe für unabsehbare Zeiten gewahrt werden kann. Wir haben ja auch schließlich für eine Stärkung und Vergrößerung unserer Grenzen im Osten zu sorgen; man möchte fast sagen, namentlich, um Rußland jeden Wunsch zu nehmen, nochmals mit uns anzubinden. Und da scheint es mir nun ein großes Glück, daß der uns feindliche europäische Westen, der unter allen Umständen dauernd geschwächt werden muß, schon eine so dichtfüßende Bevölkerung besitzt, der auch verhältnismäßig leicht ohne Entsendung zahlreicher deutscher Kolonnen deutsche Dressur und Kultur beigebracht werden kann. Auf diese Weise werden wir unsere überzähligen Kräfte fast ausschließlich

nach Osten werfen und dort das Bollwerk gegen das russische Slawentum endgültig ausbauen können. Wir werden die polnischen Elemente nicht mehr in Massen in die rheinischen Industriebezirke strömen sehen, denn, durch uns vom russischen Joche befreit, werden sie sich gern im eignen Lande betätigen wollen und den Deutschen nicht länger als Unterdrückter betrachten. Diese Möglichkeit einer Ausdehnung der Kolonisation im Osten ist demnach nicht der kleinste der Siege, die wir im Westen erfochten haben. Aber, wie gesagt, die Lösungen aller dieser Probleme dürfen vernunftgemäß heute nur als wünschenswerte angedeutet werden und auch nur, weil über dieselben Probleme wahrscheinlich eines Tages verhandelt werden wird. Errungene Tatsache ist jedenfalls, daß wir die Vorschlagenden sein und unsre Zukunft selbst bestimmen werden. Deshalb erscheint es mir angebracht hier zu schließen und auf uns die Worte anzuwenden, die König Albert zu einer unglücklichen Stunde in der denkwürdigen Sitzung des 5. August im belgischen Abgeordnetenhaus gesprochen hat. Sie lauten: „Ich habe Vertrauen in unser Geschick. Ein Land, das sich verteidigt, fordert die Achtung aller heraus: ein solches Land geht nicht unter!“ Und so, wörtlich, denken wir Deutsche vor allem von uns und unserem Vaterlande!

